Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1948-1949)
Heft: 8

Artikel: Amerika ist anders
Autor: Zuckmayer, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759538

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AMERIKA IST ANDERS

(Ein Vortrag, gehalten am 10. November 1948 im Auditorium Maximum der Zürcher Universität)

VON CARL ZUCKMAYER

Jeder andere würde diesen Vortrag mit dem Wahlsieg des Präsidenten Truman beginnen, und mit der großen Ueberraschung, die das amerikanische Volk vor einer Woche der Welt bereitet hat. Warum soll ich es also nicht auch so machen? Man muß ja einen passenden Anfang nicht unbedingt deshalb verschmähen, weil er vom Zeitgeschehen sozusagen diktiert und umsonst geliefert worden ist. Was am 2. November geschah, wirkt fast wie eine Illustration zu dem Titel dieses Vortrags, obwohl er keineswegs so aktuell gemeint war: Amerika ist anders. Nicht nur anders als Europa, sondern anders als das, was man sich im allgemeinen davon vorstellt, anders als das, was der flüchtige Besucher erzählt, anders als es sich selbst oft sieht, darstellt oder einschätzt. Die Selbsteinschätzung Amerikas, in der politischen Dimension, gründet sich auf die sogenannten «polls», auf die systematische Erforschung der öffentlichen Meinung, auf Stimmungsreflexe innerhalb der Bevölkerung, auf die Tonart der Presse und die Stellungnahme der bekannten, einflußreichen Publizisten, auf statistische Erfahrungen, auf die Berechnungen der Berufspolitiker über ihre zum Teil ganz fest organisierte Anhängerschaft — und wie sich eben gezeigt hat, kann das alles gewaltig täuschen, oder aber durch unberechenbare Umschwünge von Grund auf über den Haufen geschmissen werden. Bei diesen Umschwüngen aber spielen nicht nur aktuelle Faktoren mit oder der sogenannte «common sense», den man die «gesunde Vernunft» nennen könnte, sondern noch ein ganz anderer, ziemlich irrealer oder überrationaler Faktor, der aus der menschlichen Substanz der Amerikaner und ihrem besonderen, eigenartigen Seelenklima stammt, und den ich als das «gesunde Herz» bezeichnen möchte.

Vielleicht gelingt es mir, am lebendigen Beispiel, darzustellen, was ich damit meine. Die Einschätzung Amerikas durch die Außenwelt gründet sich auf das, was in die Augen springt und in die Ohren gellt — Film und Radio, illustrierte Zeitschriften und Reklamebilder, übersetzte und importierte Literatur, und auf die Zufälligkeit geschäftlicher oder persönlicher Begegnungen, die allzu leicht zur theo-

retischen Verallgemeinerung und damit zum Mißverständnis führen. Damit ich aber nicht selbst der Gefahr jener Verallgemeinerung erliege, die in jedem Versuch einer generellen oder objektiven Darstellung lauert, will ich mich lieber an meine eignen, subjektiven Erlebnisse halten und Sie gewissermaßen mit nach Amerika nehmen, wie ich selbst vor einem Jahrzehnt hinüberkam, um mich an ihm zu messen und zu reiben, zu ärgern und zu erfreuen, zu stoßen und zu erheben, zu ermutigen und zu erneuern — als ein eingefleischter und ausgewachsener Europäer, der damals genau so wenig von Amerika wußte oder ahnte, wie jeder, der dort nicht geboren wurde oder sich eine zweite Geburt aus seinem fremden und widerspenstigen Schoß erzwingen mußte.

Die Vorwehen zu dieser Wiedergeburt als ein Säugling der Neuen Welt setzten bei mir damit ein, daß ich sie vollständig ablehnte und mich verzweifelt und erbittert dagegen wehrte. Ich wollte absolut nicht nach Amerika, ich nahm es Herrn Hitler und seiner Vorsehung, dem Schicksal, dem lieben Gott und dem zwanzigsten Jahrhundert persönlich übel, daß ich dazu gezwungen werden sollte. So wie mir ging es vielen. Mein erster aktiver Widerstandsversuch ereignete sich hier in Zürich, an einem strahlenden Frühlingstag des trüben Jahres 1938. Kurz zuvor hatte uns der deutsche Einmarsch und der drohende Zugriff der Gestapo dazu gezwungen, fluchtartig aus Oesterreich zu entweichen. Benommen stand man auf der Bahnhofstraße, auf der man früher oft als ein sorgloser Besucher und Ferienreisender daherzuschlendern pflegte, und wunderte sich noch ein wenig, daß man nicht in Dachau war, und daß so viele andere Leute sich an dem schönen Wetter und an den hübschen Geschäften freuten. Warum aber sollten sie sich nicht daran freuen? Sie waren ja hier zu Hause. Für uns gab es das mit einem Schlag auf der Welt nicht mehr, ja, wir konnten uns nicht einmal als ihre Gäste betrachten, sondern es bestand kein Zweifel, daß wir nun zu denen gehörten, die ringsherum unerwünscht waren, den Mitessern des Menschengeschlechtes und der Erdoberfläche. An diesem Frühlingsmorgen, an den ich mich erinnere, hatte ich mich mit meinem Freund Franz Werfel getroffen, dem mittlerweilen in Amerika verstorbenen Dichter, der damals in der gleichen Lage war, nur noch etwas besser bemittelt, und so lud er mich denn in die «Bodega» in der Fraumünsterstraße auf einen Sherry ein, das heißt, zunächst auf einen, mit dem man ja anfangen muß. Er hatte dort einen gemeinsamen Wiener Freund von uns hinbestellt, der jetzt als erfolgreicher Agent für europäische Literatur in New York lebt, und der schon damals die Berufsinteressen von Schriftstellern und Künstlern zu vertreten pflegte. Als dieser Mann eintrat, hielten wir zwar erst beim dritten Sherry, aber er schien uns

gleich von einer unerfreulichen, störenden Geschäftigkeit und Zielstrebigkeit erfüllt. Er wollte sich gar nicht setzen und nicht einmal im Stehen etwas zu sich nehmen. «Ihr müßt sofort mitkommen», sagte er uns, «es sind jetzt wenig Leute dort, ich habe euch schon angemeldet, und in ein paar Tagen wird die Quota geschlossen sein.» Wir wußten, woher er kam, nämlich vom amerikanischen Konsulat. Wir hatten ihn dort als Späher und Kundschafter hingeschickt und wirklich selber die Absicht gehabt, ihm dann zu folgen, aber das war noch vor dem ersten Sherry gewesen. In einem Zustand grauer und nüchterner Resignation. Jetzt waren wir schon erleuchtet, und einer höheren Einsicht fähig. Amerikanisches Konsulat? Quotanummer? Formulare? Anmeldung? Affidavit? Was soll uns das alles? Wir wollen ja gar nicht hin! Warum sollten wir uns, in peinlicher und würdeloser Hast, nach einem Lande drängeln, in das wir nicht gehören, das uns nichts zu geben hat, von dem wir nichts lernen können und dem wir nichts zu sagen haben? — Ich war noch nie, Werfel nur einmal zu einem kurzen Aufenthalt in New York, drüben gewesen. Aber wir wußten alles ganz genau, was es da drüben gab oder nicht gab, vom schlechten Essen bis zur seelischen und erotischen Frigidität, und der gute Sherry half uns dazu, es in Worten dithyrambischen Abscheus auszudrücken. Ein Land der phantasielosen Standardisierung, des flachen Materialismus, der geistfremden Mechanik. Ein Land ohne Tradition, ohne Kultur, ohne Drang nach Schönheit oder Form, ohne Metaphysik und ohne Heurigen, ein Land des Kunstdüngers und der Büchsenöffner, ohne Grazie und ohne Misthaufen, ohne Klassik und ohne Schlamperei, ohne Melos, ohne Apoll, ohne Dionysos. Sollten wir der Versklavung europäischer Massendiktatur entrinnen, um uns unter die Tyrannei des Dollars, des «business», der Reklame, der gewaltsamen Veräußerlichung zu begeben? Und außerdem, sagte Werfel, müßten wir Englisch lernen. Denn es ist für einen Schriftsteller und Dichter ein beschämender Zustand, bei jedem etwas komplizierten Gespräch den Satz wiederholen zu müssen: I am not able to express myself. Als unser Freund zum zweitenmal erschien und uns beschwor, wenigstens die mitgebrachten Formulare auszufüllen, konnten wir die Sherrys nicht mehr zählen, hatten aber den Komplex Amerika vollständig erledigt und rezitierten bereits gemeinsam das Gedicht «Die Auswanderer» von Freiligrath:

«Ich kann den Blick nicht von Euch wenden,
Ich muß Euch anschaun immerdar,
Wie reicht Ihr mit geschäftigen Händen
Dem Schiffsmann Eure Habe dar!»

Damit hielten wir unser Auswanderungserlebnis für abgeschlossen und wandten uns Themen zu, die uns produktiver und hoffnungsvoller erschienen. Dieser Morgen in der «Bodega» hat uns viel gekostet. Denn es folgten ihm einige andere, an denen wir auch nicht aufs amerikanische Konsulat gingen, die Quota wurde geschlossen, Mr. Chamberlain fuhr nach München, und die SA marschierte in ruhig festem Tritt. Ich mußte mich, anderthalb Jahre später, über Kuba in die Vereinigten Staaten einschleichen, die unser letzter Hafen geworden waren, und Werfel, nach wieder einem Jahr, mußte vor den deutschen Armeen her erst durch ganz Frankreich, über die Pyrenäen durch Spanien und Portugal fliehen, um das ungelobte Land unserer Rettung und Hoffnung zu betreten. Als ich ihn am Pier von Hoboken abholte, gedachten wir der «Bodega». Wir bereuten nichts, obwohl wir unrecht gehabt hatten, aber damals wären wir sozusagen unter falscher Flagge hinübergesegelt. Jetzt war es ein Schicksalswind, der uns hingetrieben hatte, es war unvermeidliche, höhere Gewalt, und ein Mann muß sein Schicksal lieben, um es zu bestehen und nicht an ihm zugrunde zu gehen. Ich war nun schon ein Jahr drüben, ich hatte den ersten Rausch und die erste Ernüchterung, die erste Illusion und die ersten Rückschläge hinter mir, aber ich war noch sehr weit davon entfernt, etwas von Amerika zu wissen. Das einzige, was ich damals schon gelernt hatte, war, daß Amerika noch immer die «Neue Welt» ist, das heißt die Welt, in der entwurzelte Menschen neu beginnen können, weil sie selbst noch, mit ihren paar hundert Jahren Wachstum und ihrem ungeheuren, unerschöpflichen Wurzelboden, im Anfang, in der Hoffnung, im Werden ist. Man kann nicht Franzose werden, wenn man Deutscher war. Man kann nicht einfach die Front und die Farbe wechseln. Man kann sich nicht als Gast und Zuschauer in eine neutrale Ecke setzen. Und als Engländer gar muß man geboren sein, das läßt sich nicht lernen. In all diesen Ländern ist und bleibt man ein Fremdkörper, bestenfalls ein freundlich Geduldeter. Amerikaner aber werden vom Schicksal gemacht. Ihnen ist nichts in den Schoß gefallen oder in die Wiege gelegt, und ihre Geschichte besteht in einer fortgesetzten männlichen Bemeisterung des Schicksals. Das macht sie großzügig und elastisch, und diesen großen Zug des Lebens und Lebenlassens, diese Elastizität in der Führung und Bewältigung der eigenen Existenz empfindet schon der Ankömmling als Auftrieb und als Verpflichtung. Man wird ihn nicht mit offenen Armen umschlingen. Man wird es ihm nicht leicht machen, Härten, Hürden und Hindernisse erwarten ihn in Hülle und Fülle. Aber man gibt ihm die Chance, sie zu überwinden, und wenn er sie in seiner Weise zu ergreifen versteht, dann kann er einen Platz finden in einer Lebensgemeinschaft, auf dem er nicht

mehr, gern oder ungern, geduldet ist, sondern auf den er gehört und der sein eigen wird. Es liegt in der Tradition, in der Natur, im Weltgefühl des Amerikaners, den harten Weg mehr zu respektieren als den leichten, das Schwererworbene höher zu achten als das Geschenkte, und auch das kommt nicht nur aus realistischen oder materiellen Voraussetzungen, sondern ist in seinem Wesen und seinem Menschentum tiefer begründet.

Die erste Zeit in Amerika war, trotz düsterer Untertöne, ein gewaltiger, unerwarteter, übermächtiger Rausch. Es war vielleicht der Empfindung ähnlich, die Segelflieger beschreiben, wenn sie im richtigen Wind liegen und glauben, die Schwerkraft überwunden zu haben, aus eigenem Antrieb steigen und schweben zu können. Es war wie der Rausch von einem unbekannten starken Getränk, das die Sinne aufs äußerste schärfen und klären würde, ohne daß eine Benebelung oder Ermüdung folgt. Es war Sommer, es war eine Hitzewelle in New York, es war dumpfheiß und schwülfeucht wie in einem Treibhaus, die Wäsche klebte am Leib, man schwitzte bestialisch, man saß nachts unter der kalten Dusche oder nackt am offenen Fenster, weil jedes Bett, auch ohne Decke, ein Backofen war; aber man wurde nicht müde und empfand selbst den unter der Schuhsohle aufweichenden Asphalt als Abenteuer, wie wenn man durch einen tropischen Sumpf waten würde, bereit, vorsintflutlichen Riesenechsen und zierlichen Lemurenmädchen zu begegnen; man begab sich in die künstlich gekühlten Theater oder Kinos, darin man sich bald fühlte wie versandbereites Gefrierfleisch, und dann wieder hinaus in den dampfenden Kochkessel der Straße, man nahm sogar die unvermeidlich daraus folgende Erkältung ohne Murren in Kauf und tat sie mit Rum oder Whisky ab, so stark war die erste Faszination dieser starken und fremden Welt. Ich glaube, daß die enorme Vitalität Amerikas, die ihm wohl aus der einzigartigen Vermischung verschiedenster Menschenrassen und -arten erwuchs und die man geradezu an den Fingerspitzen spürt und aus den Haaren knistern fühlt, wie den Elektrizitätsgehalt der Luft, zunächst auf jeden Menschen von einiger Lebendigkeit oder Einbildungskraft so wirken muß, daß es die eigene Vitalität gewaltig stimuliert und auffrischt. Dabei ist New York ja immer noch ein Vorposten Europas und nur zum Teil amerikanisch. Das eigentliche Abenteuer der Entdeckung dieser neuen Welt und ihrer riesigen Dimensionen beginnt erst, wenn man sie hin und her durchquert. Und die wirkliche Entdeckung ihrer inneren Dimensionen, ihrer Substanz und ihrer Alchemie fängt erst allmählich an, wenn der warme Schauer erster Empfänge, Händedrücke, Umarmungen, Freundschaftsbeweise, Herzlichkeiten vorüber ist, die wirklich so echt und so herzlich gemeint sind, wie sie sich gebärden, nämlich als eine

Begrüßung, ein Auftakt, ein wohlwollendes Hallo, nicht mehr, nicht weniger. Diese Herzlichkeit und Wärme, mit der Fremde in Amerika gewöhnlich begrüßt werden, ist nämlich gar nicht verlogen — man darf sich eben nur nichts Falsches davon erwarten oder vorstellen. Sie entspringt einem der Grundzüge des amerikanischen Charakters, der, wie viele seiner Züge, vom Geist der Pionier- und Ansiedlerzeit geprägt ist, der natürlichen Hospitalität. Dem fremden Gast bietet man sein Haus und seine Hilfe. Dann wird er halt weitergehn — auf eigenen Füßen. Und dieses Weitergehn auf eigenen Füßen und auf einem selbstgewählten Pfad wird von dir erwartet.

Das ist der Anfang des ersten Aktes, nach dem Prolog, in einem sehr vielaktigen Drama. Er läßt sich schon bedeutend kühler an. Ja, man beginnt zu ahnen, was eine kalte Schulter sein kann. Das erfährt man am unmittelbarsten im Berufsleben. Denn Amerika begrüßt zwar den Fremdling mit einer echtgemeinten Kameradie, die besagen will: wir sind alle einmal angekommen, jeder von uns stammt von einem Fremdling, von einem Einwanderer ab, wir sind uns also gar nicht wirklich fremd, denn unser Ursprung und unser Ende sind gemeinsam. Aber Amerika erwartet mit ebensolcher Selbstverständlichkeit, daß der neue sich dem, was er vorfindet, anpaßt. Nämlich, daß er sich ehrlich dazu bekennt, neu und fremd zu sein und die Spielregeln zu akzeptieren, die hier am Platze und gültig sind. Hier steckt nun ein Teil der Fehlerquellen, die es für viele europäische Einwanderer so schwer macht, mit Amerika und seiner Menschenwelt auf gleich zu kommen und sie ohne Unter- oder Ueberschätzung zu verstehen. Hier treffen europäisches und amerikanisches Ressentiment vielfach gegensätzlich aufeinander. Ein großer Teil der einwandernden Europäer hat das Gefühl, daß er mit sich selbst, seiner Individualität, seinem Können, seiner Bedeutung und vielleicht schon erwiesenen Leistung etwas mitbringt, das ohne weiteres als Geschenk, als Wert, als Bereicherung, als willkommener Zuwachs aufgefaßt und dankbar angenommen werden sollte. Selbst wo nicht die arrogante Haltung vorliegt, daß man als Höchstkulturträger zu Halbwilden käme, um ihnen ein Strählchen von seinem großen Licht leuchten zu lassen, gibt es doch einfach die für unsere Denkweise und Erfahrung ganz normale Vorstellung, daß man mit dem, was man leisten könne und schon geleistet habe, gebraucht werde. Die kalte Schulter Amerikas aber will besagen: keiner wird unbedingt gebraucht. Aber jeder braucht unbedingt die anderen, unter und mit denen er leben muß. Das europäische Ressentiment gegen Amerika ist wohl so alt, wie die Loslösung der Staaten vom Mutterland, also, die Rebellion der Ausgewanderten gegen die Abhängigkeit von ihrer Herkunft, ja, sie war wohl immer vorhanden, seit es Auswanderer gab, die drüben

ihre eigene, selbständige Existenz gegründet und, in wirtschaftlicher, politischer, psychologischer Hinsicht, ihre eigene Lebensform fanden und damit eine eigenständige Macht wurden. Die Vaterherrschaft ist so tief im europäischen Wesensgefüge verankert, daß die freie Loslösung und neue Stammesgründung der Söhne einen nieverwindbaren Widerstand, ein heimliches Grollen und Uebelnehmen, auslöst. Nun war es ja auch — von den paar großen politischen Emigrationen abgesehen, in denen verfolgte oder oppositionelle Gruppen aus Gesinnungsgründen eine neue Erde suchten, wie zuerst die Pilgrims, später die deutschen Achtundvierziger, schließlich die Flüchtlinge vor den modernen Diktaturen — immer so, daß nach Amerika ging und geschickt wurde, wer in Europa nichts hatte oder nichts taugte. Verarmte, von Hungersnöten Bedrohte, sozial Entwurzelte oder Gestrandete, Unzufriedene und Ungeratene füllten das Zwischendeck der Auswandererschiffe. Mit einem gewissen unbehaglichen Mißtrauen blickte der Zurückbleibende, Gesetzte, Wohlgestellte diesen Desperados und Glücksjägern nach, wie es in jenem Schweizer Volkslied sehr massiv zum Ausdruck gebracht wird, das mit den vorwurfsvollen Worten beginnt:

«Willst Du Dein Dienstbüchlein zerreißen,
Das Dir das Kreiskommando gab, zwei drei,
Willst Du nicht mehr ein Schweizer heißen,
Und wanderst in das Land Amerika —»

und in dessen späteren Strophen dem Emigranten verächtlich nachgerufen wird:

«Verreck am Sacramento-Strom!»

Denn du hast es ja herausgefordert. Ob nun die Auswanderer wirklich am Sacramentostrom oder anderswo verreckt sind, wozu sie immer eine starke Chance hatten, oder dort Gold fanden oder ein Restaurant aufmachten, dessen Goldquelle sicherer war — der leise Groll der Ahnenschaft, der ein Frechling entlaufen war, um auf eigene Faust zu verkommen oder durchzukommen, ist nie ganz verklungen, und in den wohlfundierten Zeiten des bürgerlichen Aufschwungs in Europa, in den Friedensperioden des neunzehnten Jahrhunderts bis zu den Erschütterungen im zwanzigsten, war es eben Sitte, daß die ungeratenen und gescheiterten Söhne die Schiffskarte bekamen, und einen Brief an den Großonkel, der vermutlich auch einmal ein ungeratener Sohn gewesen war.

Nun sind aber unter diesen ungeratenen Söhnen sehr oft auch die fähigsten, die kühnsten, die vorurteilslosesten und mindestens die

phantasievollsten. Amerika braucht sich dieser Ahnengalerie nicht zu schämen, sie hat ihm viel von seiner biologischen und intellektuellen Potenz vermacht. Es ist aber ebenso natürlich und in der menschlichen Wesensart begründet, daß sich unter diesen erfolgreichen Freibeutern und Nachkommenschaft, auch wenn sie längst arriviert, gesettelt und salonfähig geworden ist, ein Rest von trotzigem Stolz, von Ablehnung und Selbstverteidigung gegen den Urstamm erhielt, der sich besser dünkt und den man selbst wohl insgeheim einmal für besser hielt. Man muß auf diese reziproke Beziehung zwischen Ausgewanderten und Daheimgebliebenen zurückgehen, wenn man versuchen will, das Mißverständnis zwischen Amerika und Europa aufzuhellen und den Standort beider Welten richtig zu verstehen. Denn ich selbst kenne viele europäische Emigranten, die schon zehn Jahre oder länger drüben waren, Bürger geworden oder zurückgekehrt sind, und immer noch nicht die wirkliche, positive, zukunftsstarke, großherzige Menschlichkeit Amerikas kennengelernt haben.

Es ist gewiß nicht ganz leicht; denn Amerika ist anders, in jeder Beziehung und in jedem Lebenszweig. Vor allem aber auf den Gebieten, die mit dem geistigen Leben, mit intellektueller Arbeit, mit kulturellen Bezirken und mit dem schöpferischen Werk zu tun haben. Ich persönlich mußte sehr bald merken, daß ich nichts, aber auch gar nichts mitgebracht hatte, was da drüben unmittelbar verwendbar gewesen wäre, außer meiner physischen Konstitution und vielleicht einer gewissen inneren Anlage, die sich aber erst entwickeln und virulent werden mußte. Lyrik und Drama, auch Epik, sofern sie nicht den großen überzeitlichen Strom der Erzählerkunst hat, sind nur in seltenen Glücksfällen in andere Sprach- und Denkwelten zu übertragen. Den Stücken, mit denen ich auf allen Bühnen des deutschen Sprachgebiets heimisch und in Europa bekannt geworden war, verschloß sich die angelsächsische und amerikanische Mentalität mehr noch als ihre Sprache. Die Tatsache, daß ich dieses Schicksal mit Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Hauptmann, Schnitzler, Strindberg, Wedekind, Claudel teilte, half mir wenig. Die meisten dieser Namen sind dem Amerikaner, wenn er nicht Literatur oder Theaterwissenschaft studiert, gänzlich unbekannt. Der meine war in Fachkreisen des Theaters wohlbekannt und geachtet, aber die kühle Schulter zuckte bedauernd: ein unverbesserlich europäischer Autor. Beim Film war es zunächst etwas besser. Dort kannte man mich als Dialogautor des «Blauen Engels» und als Verfasser des englischen Rembrandt-Films, der nach einem deutschen Manuskript von mir übersetzt worden war.

So kam ich nach Hollywood, und die kühle Schulter schien sich für einen Moment zu runden und aufzuwärmen. Der Wochenscheck,

mit dem ich dort als «writer» — Schreiber — anfangen durfte, hatte sinnlichen Reiz. Aber er hielt nicht vor. Ich will diese Episode nur ganz kurz streifen; denn sie spielt nicht in dem Amerika, von dem ich erzählen will, nur an seiner Peripherie. Ich wurde dort in ein fabrikartiges Gebäude gesetzt, «the writers' building» genannt — das Schreiberhaus —, sogar in einen Raum, der etwa dem eines gehobenen Prokuristen oder Bankdirektors entsprach, mit allem Zubehör, sogar einer Sekretärin im Vorzimmer, mit der ich aber, meines damals noch nicht diktierfähigen Englischs wegen, nichts anzufangen wußte, als freundlich mit ihr zu sein. Dort sollte ich von neun bis zwölf und von zwei bis sechs schreiben, was ich gar nicht schreiben wollte. Als unverbesserlicher Europäer konnte ich das aber nicht, und in dieser Beziehung bin ich auch unverbesserlich geblieben. Auch behagte mir dieses von vielen Leuten als Paradies gepriesenes Südkalifornien gar nicht, der ewige Frühling, durch Hitzewellen und Regenzeiten unterbrochen, schien mir schal und fade, die wüste Umgebung unerträglich, die spanischen oder neugotischen Villen mit ihren künstlich bewässerten Paradiesgärtlein noch unerträglicher, und die allgemeine Verfassung der Leute, mit denen ich durchwegs zu tun hatte, der Filmwelt nämlich, am unerträglichsten. Ich möchte aber hier sofort einschieben, daß dies ein ganz subjektives Erlebnis war und keineswegs als ein gültiges Urteil über Hollywood, auch nicht über seine Filmwelt, aufgefaßt werden darf. Denn auch dort sind die Dinge und die Menschen nicht nur so, wie man sie auf amerikanisch mit «fake» und «phoney» bezeichnet, unecht oder verlogen, auch dort gibt es nicht nur die billige Verkitschung künstlerischer Werte oder die Verflachung und Veräußerlichung des Lebens, wie man sie sich gewöhnlich bei Filmstars vorstellt, auch dort gibt es eine ganze Reihe von Leuten, die kompromißlos um die Entwicklung und Anerkennung ihres Talentes ringen, auch dort gibt es echtes Talent und echten Charakter, auch dort wird nicht nur nach dem Dollar und dem materiellen Erfolg gejagt oder Vergnügungsindustrie betrieben, sondern ernst gearbeitet, hart gearbeitet, ja hauptsächlich der Arbeit gelebt und manchmal sogar starke und bahnbrechende Leistung erzielt, wenn auch gegen den Widerstand einer kunst- und geistfeindlichen Geschäftsgesinnung. Daß ich dort als Schreiber nicht hinpaßte, liegt auf einem anderen Gebiet, und es war wohl ein Glück für mein ganzes weiteres Leben in Amerika, daß sich das bald herausstellte. Rasch kühlte die warme Schulter aus. Meinen Abgang aus dem «writers' building» feierte ich im Restaurant «Beachcomber» (wo alle Viertelstunden künstlicher Regen auf ein Bambusdach trommelt, um dem Gast die Illusion zu geben, in den Tropen zu sein) mit einem Getränk, das man «Zombie» nennt oder «den wandelnden Leichnam»,

und das aus sieben verschiedenen Rumsorten gemischt wird. Ich fühlte mich selten so erlöst, trotz dem Ausfall des Wochenschecks.

Ich ging nach New York zurück und wurde Lehrer an einem sogenannten «dramatic workshop», wo ich den Schülern beibringen sollte, wie man Stücke schreibt. Meine Grundthese, daß man dazu Talent haben müsse, daß aber, wer Talent hat, nicht erst in eine Dramatiker-Schule zu gehen brauche, kennzeichnete mich wieder als unverbesserlichen Europäer. Außerdem reichte mein Monatsgehalt kaum für die Wohnungsmiete, geschweige denn für «Zombie». Eines Tages kam ein Mann zu mir, der traurig aussah und merkwürdig roch. Er sagte, er wolle von mir Privatstunden haben. Er habe nämlich großartige Ideen für Komödien und Lustspiele, aber überhaupt keinen Humor. Nachts fielen ihm die komischsten Situationen ein, mit denen er als Possenautor Millionär werden könne; wenn er sie aber morgens seiner Frau erzählte, dann verziehe die keine Miene. Er müsse Humor lernen, und nach allem, was er von mir gehört habe, sei ich dazu der richtige Professor. Er bot fünf Dollar für die Humorstunde. Auf meine Frage nach seinem Beruf stellte sich heraus, daß er Apotheker war. Ich lehnte das Angebot ab. Für fünf Dollar roch er zu sehr nach Apotheke.

Das war das Ende meiner Professorenlaufbahn. Auch zum Lehrer, besonders für Humor und Stücke schreiben, schien ich nicht geeignet. Ich aber hatte an diesem «workshop», das einer größeren und sehr fortschrittlichen Hochschule angeschlossen war, mancherlei gelernt, nicht nur auf englisch frei zu sprechen und dann stundenlang die absurdesten Fragen zu beantworten, was man dort verlangte und wobei ich am Anfang Blut schwitzte. Sondern vor allem war ich hier zum erstenmal amerikanischer Jugend begegnet. Weniger in meiner Dramatiker-Klasse, die mehr von alten Jungfern oder Apothekern besucht wurde, und deren einziger begabter Adlat ein junger Neger war, als bei den anderen Fakultäten, an deren Diskussionsabenden und öffentlichen Veranstaltungen ich öfters teilnahm. Am aufschlußreichsten waren solche offenen Diskussionen, wie sie sich etwa an den Vortrag einer prominenten Persönlichkeit, eines bedeutenden Forschers oder Gelehrten, eines berühmten Schriftstellers, eines führenden Politikers anschlossen. Was mir zunächst auffiel, als Gegensatz zu der durchschnittlichen Haltung von europäischen jungen Leuten, die, sagen wir, in einer deutschen Universitätsstadt, in einer öffentlichen Versammlung zur Diskussion aufgefordert würden, war die völlige Unbefangenheit, die innere Freiheit und Sicherheit, der Mangel an Hemmungen, aber auch an Eitelkeit und Geltungsbedürfnis, mit dem diese jungen Leute aufs Podium gingen, ihre Fragen stellten oder auch manchmal ihre kritische Meinung äußerten. Man ist nämlich von

Kind auf mit der Vorstellung aufgewachsen, daß man das Recht auf eine eigene Meinung hat, auch dem Großen, Bedeutenden und Anerkannten gegenüber und auf ihre fragende oder kritische Aeußerung, daß man aber keineswegs verpflichtet sei, selbst bedeutend zu sein und Bedeutendes oder Geniales äußern zu müssen. Bei uns, besonders in Deutschland, kannte man das nicht. Wenn junge Leute öffentlich reden oder diskutieren sollten, litten sie entweder unter einer Gehemmtheit und Verkrampfung, die sie davor zurückscheuen ließ, sich einfach so zu gerieren und auszudrücken, wie sie wirklich waren und dachten, nicht gescheiter, nicht dümmer — oder aber sie mußten gleich die Welträtsel lösen und über die letzten Dinge stolpern, möglichst unter Berufung auf wasserdichte und feuerfeste Zitate, von Marx bis Spengler, von Heraklit bis Bergson, um ihre geistige Selbständigkeit zu beweisen. Ich muß übrigens hier einschalten, daß ich im Lauf der letzten zwei Jahre bei öffentlichen Diskussionen mit jungen Leuten in Deutschland, die ich selbst öfters leitete, ganz andere Erfahrungen gemacht habe und ein viel höheres Maß an Frische, Natürlichkeit, Unbefangenheit feststellen konnte, als ich es von meiner eigenen Studentenzeit her gewohnt war. Vielleicht lag das an der besonderen Zusammensetzung dieser Veranstaltungen und an ihrer mit den brennendsten Lebensproblemen verbundenen Themenstellung — vielleicht hat sich wirklich durch die große Schreckens- und Leidensmühle dort manches aufgelockert. In Schul- und Hochschulklassen, die ich besuchte, hatte ich allerdings auch heute noch das Gefühl von einer gewissen seelischen Konstipation, die eben bei den jungen Amerikanern vollständig fehlt. Gewiß stimmt es, daß diese Unbefangenheit manchmal ins Respektlose ausartet oder ins Plump-Vertrauliche, aber es ist nicht die Regel. So widerlich jene Lausbubenattitüde ist, die etwa Thomas Mann nach einer Vorlesung auf die Schulter schlägt und wohlwollend äußert: «Hey, Tommy, ich habe Ihr letztes Buch gelesen, es hat mir ganz gut gefallen, aber es ist viel zu lang», so angenehm und sympathisch ist andrerseits die freizügige und durchaus bescheidene, intelligente und aufgeschlossene Art, mit der im allgemeinen die jungen Menschen drüben ihre Meinung zu äußern wissen, wenn sie nämlich eine haben. Haben sie keine, so halten sie entweder den Mund, oder sie stellen Fragen, und dieses hemmungslose Fragen, dem man in Amerika auch oft bei Erwachsenen begegnet, sobald Gebiete angeschnitten werden, die ihnen nicht vertraut sind, schwankt zwischen einem echten, lebendigen Interesse an allen Dingen, und einer gewissen oberflächlichen Gewohnheit, die auf wirkliche, klärende Antwort oder Auseinandersetzung gar nicht abzielt. Das Fragen erfreut den Europäer zuerst, er ist entzückt von so viel Interessiertheit und Wissensdrang, dann

geht es ihm zeitweise auf die Nerven, wenn er nämlich merkt, daß es zum Teil Cocktailfragen sind, die zur Konversation gehören und deren Beantwortung man bis zum Dinner schon wieder vergißt, und schließlich zieht er den Querschluß, daß der Mund des Amerikaners oft leichtsinnig, unbedacht, gewichtlos fragt, aber sein Inneres, sein Hirn, sein Herz, seine Seele ernsthaft und aus einem wirklich elementaren Bedürfnis heraus, die Welt, auch wo sie fremd und ungewohnt ist, zu verstehen und zu verarbeiten.

Ich will hier etwas vorwegnehmen, was eigentlich zum Resümee dieser Erzählung gehört, aber wohl gerade hierher paßt: Amerika glaubt an Erziehung, das ist einer seiner fundamentalsten Glaubensartikel, an Erziehung als Mittel zur Welt- und Lebensgestaltung und an die Erlernbarkeit alles Wesentlichen, und darin liegt ein Teil seiner Schwäche und seiner Stärke. Europa glaubt aus seiner humanistischen Tradition heraus an Bildung, die in ihrer höchsten Bedeutung an ein Privileg gebunden ist, das mit Berufung oder mit Standesvorzügen zu tun hat. Amerika kennt kein Privileg, darin liegt seine wunderbare menschliche Freiheitlichkeit und Generosität. Aber es vergißt auch vielfach die Ehrfurcht vor dem, was unerlernbar und nicht anerziehbar ist, was aus den schöpferischen Urgründen des Geistes oder aus dem Einstrom einer hohen Gnade stammt, kurz, das Uebervernünftige, das Geniale, das Prophetische, das der Menschheit immer wieder ihre wahren Erleuchtungen und Erneuerungen schenkt. Der Erziehungsglaube Amerikas ist völlig anders gelagert als der Bildungsglaube Europas, und auf beiden Seiten führt die Ueberschätzung und das Uebermaß zu jenen Mißverständnissen, in deren Ueberbrückung wohl ein Zukunftsweg liegen mag. Mit einer naiven Gläubigkeit greift der amerikanische Erziehungswille Amerikas alles auf, was an neuen Einströmen etwa von europäischem Intellekt her aufscheinen mag, zum Beispiel die Psychoanalyse, mit deren praktischer Anwendung auf Kindererziehung und Pädagogik vielfach ein grotesker Unfug getrieben wird. Das System jedoch, in dem der durchschnittliche junge Amerikaner erzogen wird, völlig anders als das europäische, grundsätzlich verschieden in seiner menschlichen Substanz und in seiner geistigen Struktur, ist dem völlig anders gearteten Daseinsgefühl und den ganz eigenwüchsigen Lebensformen der Neuen Welt angepaßt und in sich selbst schon eigenwüchsig. Es geht zunächst auf die simple Tatsache zurück, daß die jüngere Generation dort nicht gewohnt ist, in die Fußstapfen der älteren zu treten, der Sohn, von Ausnahmen abgesehen, nicht den Beruf des Vaters ergreifen wird, das Heim, obwohl die Hochhaltung der Familie und vor allem die Mutterverehrung eine ungeheure Rolle spielen, mehr einen seelischen als einen physischen und materiellen Halt bedeutet; denn die Existenz

des Amerikaners ist immer auf Wechsel und Wandel gestellt und rechnet immer mit Abbruch und Neubeginn. Es hat auch mit der weiteren simplen Tatsache zu tun, daß alles, was der junge Amerikaner lernen und sich geistig aneignen kann, immer aufs Leben, auf die Existenz, auf die praktische Anwendung und nicht aufs Abstrakte oder Theoretische gerichtet ist, wohlgemerkt keineswegs nur auf den Erwerb oder das materielle Interesse, sondern vielmehr auf die Fähigkeit des Miteinanderauskommens auf der Welt, das Zusammenleben mit anderen, die Bemeisterung dieses ganzen schwierigen Gesamtkomplexes: Mitmensch zu sein. Denn das ist das eigentliche amerikanische Ideal, nicht nur Mensch, sondern Mitmensch zu sein, und dieses ganz unpathetisch empfundene und oft gar nicht bewußt proklamierte Ideal strahlt als eine Art von immanenter religiöser Kraft durch die Realität, die Härte, die Rauheit des täglichen Lebens.

Der Erziehungsglaube der Amerikaner drückt sich äußerlich zum Teil schon darin aus, daß man in jedem kleinen Nest ein wunderschönes Schulgebäude findet, prächtige Spiel- und Sportplätze für die Jugend, und eine hübsch gebaute, reichhaltig und modern eingerichtete Bibliothek, auch für die Erwachsenen. Ein großer Teil des jugendlichen Lebens spielt sich in der Schule und in den Landschulheimen ab, viele Kinder werden in solchen Schulheimen aufgezogen und verbringen nur die Ferien zu Hause. Auf dem Land ist das «kleine rotgeziegelte Schulhaus an der Straßenecke» geradezu ein Begriff geworden, der in die Poesie und ins Volkslied übergegangen ist; denn die Sechsjährigen, die dort zum Elementarunterricht hingehen, lieben es und empfinden es als einen Spaß, eine lustige Abwechslung, dort hinzugehen, im Gegensatz etwa zu der dumpfen Beängstigung, die von einer europäischen Dorfschule ausgehen mag. Das Spiel als Erziehungsmoment ist unerläßlich geworden, und es wird auch bei so schwierigen und problematischen Aufgaben wie der Bemeisterung verkommener und verwilderter Großstadtjugend als Hauptventil und Besserungsmethode angewandt. Die Ueberschätzung des Spielerischen und Beiläufigen im Lernvorgang führt wiederum dazu, daß der Bildungsgrad, der auf den Durchschnittsschulen erreicht wird, ungemein gering ist, daß der durchschnittliche Schullehrer miserabel bezahlt wird, weil man von ihm keinen besonders hohen Standard erwartet — die meisten müssen nebenbei einen andern Beruf ausüben, und ihr eigenes Fachwissen kommt dabei nicht weiter. Auch hier scheint es wichtiger, daß junge Leute sich daran gewöhnen, ordentlich und nett zusammenzuleben und sich die Zeit zu vertreiben, ohne einander totzuschlagen, als daß sie ihre geistigen Fähigkeiten trainieren. So kommen sie im allgemeinen von Wissen und Kenntnissen ziemlich unbelastet aufs College, durch das viele sich als Werkstudenten durcharbeiten, und

das von unseren Universitäten und Hochschulen auch wieder so verschieden ist wie ein Sportklub von einem Kloster. Sein Arbeitssystem ist auf Freiwilligkeit und auf dauernden menschlichen Kontakt mit den Lehrkräften gestellt, seine Anforderungen sind gewöhnlich außerordentlich hoch, und es liegt ganz und gar beim Einzelnen, bei seinem persönlichen Antrieb und seinen individuellen Fähigkeiten, was er sich dort geistig aneignet oder nicht. Denn es sind dort alle Möglichkeiten zu einer wahrhaften geistigen Ausbildung gegeben, auch wenn sie nicht in die uns gewohnten Disziplinen eingefaßt sind. In seinen Collegejahren kann ein junger Mensch sich eine wirkliche, echte Bildungsgrundlage erwerben, oder er kann sich einfach durch sein Examen büffeln, es liegt ganz bei ihm, er kann ein großer Sportheld sein, wobei das Sportliche, auch im Wettbewerb, niemals ins Militaristische ausartet, er kann auch ästhetische oder künstlerische Anlagen ausbilden, und diese Collegejahre sind für die große Mehrheit der Amerikaner aller Klassen und Stände die ungetrübte und paradiesische Zeit ihres Lebens, in der sie, vor dem Eintritt in den harten und brutalen Existenzkampf, frei und glücklich sind, selbst wenn sie sich nebenbei ihren Unterhalt verdienen müssen. Dieses Verdienenmüssen ist im allgemeinen weniger plagenreich und bedrückend, als es bei uns empfunden würde; vor allem ist es selbstverständlicher. Und es ist vollständig unbelastet von irgendwelcher sozialen Diskriminierung oder Klassifizierung. Es war völlig selbstverständlich und ganz normal, daß meine Tochter in der kleinen Universitätsstadt, in der sie Musik- und Theoriestunden hatte, zweimal am Tag im einzigen Hotel des Ortes ihren «job» als Kellnerin ausübte, die Gäste bediente und Trinkgelder einnahm, um einen Teil ihres Unterhaltes aufzubringen. Es war keine Schande, und soviel ich weiß tat sie es nicht einmal ungern, soweit nicht Geschirrwaschen damit verbunden war. Es hatte auch gar nichts Peinliches, wenn sie dort etwa einem ihrer Lehrer oder unserer Freunde und Bekannten sein Essen servieren mußte. Das einzige, wovor sie Angst hatte, war, daß ich sie manchmal bedrohte, hinzukommen, mich als anspruchsvoller Gast an einen ihrer Tische zu setzen und sie wegen langsamer Bedienung und so weiter zu schikanieren. Sie bedrohte mich dann umgekehrt damit, daß sie in einem solchen Fall zur Direktion gehen würde und erklären: «Der Herr an Tisch drei hat mich belästigt.» Auf eine solche Anklage hin kann man nämlich in Amerika sofort von der Polizei abgeführt werden. So habe ich es denn lieber bleibenlassen.

Es ist nichts Neues, daß Amerika die Heimat der selfmademen ist, daß die Millionärslaufbahn drüben mit dem Tellerwaschen beginnt, und daß es dort keine Schande ist, Zeitungen verkauft zu haben. Trotzdem setzt die äußere und innere Versatilität des Amerikaners

eine Lebensform und -auffassung voraus, die dem Europäer, auch dem weltbefahrenen Engländer, völlig fremd ist, weil sie nämlich, auf Anhieb, gar keine Form zu sein scheint. Bei uns prägt der Beruf mehr noch als der Stand und die Klasse bis zum gewissen Grad den Menschen. So kennen wir im deutschen Sprachgebrauch den «neugebackenen» Leutnant oder den «neugebackenen» Referendar, das heißt: der Mensch ist nun in die Form des Leutnants oder des Referendars gefügt und hineingebacken, und er wird auch in ihr bleiben, selbst wenn er zum Feldmarschall oder zum Reichsgerichtspräsidenten avanciert. Es ist die Lebensform des Spezialberufs, der für den Menschen nicht mehr Beschäftigung, sondern Bestimmung geworden ist und sogar seine körperliche Erscheinung beeinflußt. Die Generäle von Paulus oder von Seidlitz würden auch in der Russenbluse oder als Taxichauffeure immer noch wie deutsche Generäle moderner Prägung aussehen. Die russischen Großfürsten von 1918 sahen als Kellner in Berlin oder Paris immer noch wie russische Großfürsten aus. Ein französischer Vigneron und ein französischer Kommunalbeamter sind kaum zu verwechseln. Aber die Herren Eisenhower und Omar Bradley würde, wenn man sie in Zivil zum erstenmal träfe und nichts von ihnen wüßte, kein Mensch jemals für aktive Generäle halten. Das trifft aber keineswegs nur für Militärs zu, deren Typus sich vielleicht in dem völlig und zutiefst antimilitaristischen Volk Amerikas am wenigsten ausgeprägt hat. Sondern man muß es in Amerika überhaupt aufgeben, einem Menschen seinen Beruf oder seine Berufe, den jetzigen oder die gewesenen, ansehen oder anmerken zu wollen. Man kann wohl dahinterkommen, *wer* jemand ist, aber nicht, *«was»* er ist. Der Beruf hat ihm keinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt und ihn nicht in eine Form gegossen, deren Gestalt er angenommen hätte. Und diese anscheinende Formlosigkeit war es, die uns anfangs befremdete und verwirrte, bis wir begriffen, daß da eine neue Form nach neuen Gesetzen heraufkam oder noch im Kommen ist.

Solche elementaren Dinge aber begreift man erst an der eigenen Haut. Ich hatte in New York europäische Aerzte gesehen, berühmte Herzspezialisten oder Gynäkologen, die mit fünfzig Jahren noch einmal auf die Schulbank mußten und ängstlich darauf warteten, ob sie ihr Physikum bestanden hätten und ihre Lizenz bekämen, während die früher verwöhnte Frau zu Hause Knöpfe auf Pappdeckel nähte oder in fremde Wohnungen aufräumen ging, um inzwischen die Familie zu erhalten. Ich hatte erfolgreiche Juristen als Fabriknachtwächter und bekannte Industrielle als Wurstverkäufer gesehen, aber bei allen war es immer nur ein Uebergang, um doch wieder ihren eigentlichen Beruf auszuüben, in dem die meisten dann nach einigen Jahren auch gelandet sind. Eines Tages aber stand ich selbst vor

dem Entschluß, mein bisheriges Leben völlig über den Haufen zu werfen und — da ich in meinen eigensten Bezirken, denen der Literatur und des Theaters, ja unverbesserlich europäisch blieb — etwas radikal Amerikanisches zu tun, nämlich einfach und ohne Uebergang einen völlig neuen Beruf zu ergreifen und mein Leben damit zu fristen. Und von da ab lernte ich überhaupt erst Amerika kennen. Denn man lernt ja eine Welt erst kennen, wenn es aus ihr kein Zurück gibt, wenn man sich ihr einmal mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele einfügen und anvertrauen muß. Ein Zurück schien es für uns nicht mehr zu geben. Der Krieg schien damals in seinem hoffnungslosesten Stadium. Hitlers Armeen beherrschten Europa, England wurde Tag und Nacht gebombt, Amerika schien ungerüstet. Es war, als würde nie mehr ein Schiff gehen. So hieß es, das Hiersein völlig ernst zu nehmen und als etwas Endgültiges, nicht als eine Wartezeit. So galt es, das zu tun, was man auf amerikanisch nennt: «To start all over again.» Ganz von vorn anzufangen. Für Amerikaner ist das nichts Ungewöhnliches. Sie können es zehnmal im Leben tun, ohne umzukippen. Und damit beginnt für den eingewanderten Europäer die große Lehre — und die große Liebe.

Ich wurde Farmer. Das war der einzige Beruf, zu dem ich zwar keine Vorkenntnisse, aber Interesse und Neigung mitbrachte, der einzige auch, der mir ermöglichte, wenn auch durch konstante körperliche Arbeit, auf dem Land zu leben und eine gewisse Unabhängigkeit zu bewahren. Mein heimlicher Hintergedanke war natürlich der gewesen, daß mir die Existenz auf einer abgelegenen Farm auch ermöglichen würde, wieder zu schreiben, was in den ersten Emigrationsjahren aus inneren und äußeren Gründen nicht gegangen war. Daß ich in meinen freien Stunden, etwa an langen Winterabenden, ein Buch oder ein Stück oder gleich mehrere und sehr viele Gedichte schreiben könnte. Ich mußte bald erkennen, daß diese freien Stunden eine reine Illusion waren, und daß die Kombination «Dichter und Bauer» unabänderlich der Opernwelt angehört. Nun kann Farmer und Farmer in Amerika etwas ganz Verschiedenes sein. Ich will hier gar nicht vom sogenannten Gentleman-Farmer reden, der nämlich eigentlich gar kein Farmer ist, sondern sich nur einen hält, um in seinem Landhaus frische Eier auf dem Frühstückstisch zu haben und sagen zu können: «Die sind selbstgelegt.» Für uns war es unmißverständlich, daß wir das werden mußten, was man in Amerika «dirtfarmer» nennt, zu deutsch schlicht gesagt Dreckbauern, die sich die eigenen Fingernägel abbrechen und sich mit der eigenen Mistbrühe bespritzen. Aber auch unter den selbstarbeitenden Farmern gibt es gewaltige Unterschiede, die von dem Staat oder der Landschaft abhängen, in der sie ihr Glück versuchen, und von dem Kapital, das

sie anfangs hineinstecken können. Auch darin ist Amerika anders, nämlich überall anders, völlig variabel, und durchaus verschieden von der in Europa verbreiteten Normalvorstellung, die von dem genährt ist, was man über die modernen, industrialisierten Riesengeschäftsfarmen in Amerika hört oder liest. Die gibt es natürlich auch, besonders in den flachen Staaten, in denen eine bestimmte Frucht mit motorisierten Werkzeugen über Meilen weg gleichmäßig angebaut und geerntet werden kann oder die Tierzüchtung und -verwertung en gros betrieben wird. Es gibt auch kleinere Farmen, die man gewissermaßen als mechanisiert bezeichnen kann; so hatte sich zum Beispiel unser Freund und Kollege Kurt Goetz, der Schweizer Bühnenautor, in Kalifornien eine Hühnerfarm zugelegt, in der die Hennen auf Draht saßen, während ihr Trinkwasser stets frisch aus Leitungen floß, ihr Dreck in eine Rinne fiel, die man herausnehmen und auswechseln konnte, und ihre Eier auf einer elastischen Schiene sanft in einen Gummibehälter rollten. Solche Farmen kann man vielleicht betreiben, ohne sich die Finger allzu schmutzig zu machen. Dann gibt es andere, wie sie auch in unserer sonst recht unzivilisierten Nachbarschaft vorkamen, in denen herrliches, reinrassiges Zuchtvieh auf sauberen Zementböden steht, der elektrisch geladene Draht die großen Weiden einsäumt und die elektrische Melkmaschine einem einzelnen Mann ermöglicht, ein Dutzend davon in nicht allzu langer Zeit zu entmilchen. Zu alledem gehören viele Dollars, von denen es nie ganz sicher ist, ob man sie einmal wiedersieht, wenn man sie hineingesteckt hat, und die man zuerst einmal haben muß, um sie in etwas stecken zu können. Davon war bei uns nicht die Rede. Hochherzige Freunde und ein tollkühner Verleger halfen mir zwar mit einer Anleihe aus, um die allernotwendigste materielle Basis zu schaffen, aber ich mußte ungefähr so primitiv beginnen wie ein Ansiedler in den Zeiten der alten «pioneers». Es klingt dies etwas romantischer, als es sich anfaßt.

Wir hatten uns zur Niederlassung den Staat Vermont ausgesucht, was jedem Kenner der Verhältnisse ein Lächeln abnötigen wird; denn dieser Staat gehört zu den wenigen im amerikanischen Osten, in denen es zwar eine herrliche, fast noch wildnishafte Wald- und Berglandschaft, ursprüngliche Verhältnisse, eine eingesessene Siedlerbevölkerung und prachtvolle alte Farmhäuser gibt — hundert bis hundertfünfzig Jahre alt, also für Amerika uralt —, aber schlechte Verbindungen und schwere, geschäftlich ungünstige, primitive Arbeitsbedingungen. Uns zog dieser Staat, den wir im ersten Sommer schon als Ferienbesucher kennengelernt hatten, geradezu magisch an, und wohl nicht nur wegen seiner für uns recht heimatlichen — wenn auch ungemein viel wilderen — Landschaft, sondern vor allem durch ihre merkwürdigen, bodenständigen Bewohner, die auch für Amerika

etwas Einzigartiges sind. Es gibt manche Amerikaner, die behaupten, der Staat Vermont sei so veraltet, daß man ihn gar nicht mehr als einen Teil des wirklichen Amerika bezeichnen könne. Während die Vermonter ihrerseits erklären, er sei das einzige, was vom wirklichen Amerika übriggeblieben ist. Das mag als Andeutung genügen, um darzutun, daß es sich bei den Vermontern um Leute von einem recht schönen Starrsinn handelt. Auch gelten sie als besonders ablehnend gegen Fremde, worunter man dort aber hauptsächlich die New-Yorker versteht, und als äußerst eigenbrödlerisch und so schwer zu behandeln wie der dortige Feldboden, in dem noch die Wurzeln des Urwalds und die Steinbrocken aus der Eiszeit stecken. Dort fingen wir an, eine Farm einzurichten und in Betrieb zu setzen, die eine Stunde weit vom nächsten Nachbarn inmitten unwegsamer Wälder gelegen und seit dreißig Jahren nicht mehr bewohnt worden war. Geographisch lagen wir ziemlich nah an der Grenze des östlichen Kanada; im Winter sank die Temperatur manchmal bis zu 45 Grad unter Null, nach europäischen Maßen, und der Schnee türmte sich meterhoch, die Sommer waren schön und manchmal fruchtbar, wenn es nicht zu früh fror oder zu spät zu frieren aufhörte.

Die ersten zweieinhalb Jahre habe ich die Farm nicht einen Tag verlassen. Dürfte ich hier mehr von diesem gewaltigen Abenteuer und seinen Mühsalen, Rückschlägen und Aufschwüngen erzählen, und wie gern würde ich es tun, dann müßten wir die Nacht hier zusammenbleiben. So aber will ich mich auf das Menschentum beschränken, das ich bei diesem jahrelangen Leben unter Farmern, Holzfällern, Kleinstädtern und Landleuten so kennenlernte, wie es mir nie unter anderen Umständen möglich gewesen wäre. Denn wir waren ja jetzt nicht mehr Besucher, Zugvögel oder Fremdlinge, sondern Nachbarn, die mit ihren Nachbarn auf gleich und gleich zu leben hatten. Jeder Tag, jede gemeinsame Holzarbeit, jeder Einkauf, jeder Besuch im Dorf war eine große Lehre. Amerikaner, besonders Vermonter, sind nicht vorschnell mit ihrer Freundschaft und ihrem Vertrauen. Sie betrachten einen Fremden, der in ihrem Land bleiben will, zwar ohne Vorurteil, aber mit Vorsicht. Eine gesunde Skepsis bewahrt sie vor Enttäuschungen. Man erwartet von dem Unbekannten weder Gutes noch Schlechtes, sondern man wartet ab. Diese Zeit des Abwartens hatten wir zu bestehen wie eine Probe im Märchen. Man wußte ja nicht, wes Geistes Kind wir waren und vor allem, ob wir es wirklich schaffen würden, unter den schwierigen Bedingungen hier auszuharren und durchzukommen. Darin lag für die Leute dort der wesentliche Beweis, ob man zu ihnen passen würde oder nicht. So schauten sie uns im Anfang zu, mit einer gewissen kühlen Freundlichkeit, und hielten sich zurück. Auch wir hielten uns

zurück und vermieden es, uns einzudrängen. Als im dritten Sommer zwei Männer aus dem Ort zu mir kamen, und mich nach einem kleinen Trunk und einem Gespräch über das Wetter aufforderten, der «local grange» beizutreten, der über ganz Amerika ausgebreiteten Farmervereinigung, die in jedem Ort ihre besondere Zweiggruppe hat, da bedeutete das mehr, als wenn der Präsident mich zum Ehrenbürger ernannt hätte oder die UNO zum Weltpräsidenten ausgerufen. Aber schon in der ersten Zeit der gegenseitigen Zurückhaltung begriffen wir einiges Grundsätzliche und höchst Erstaunliche über das unbekannte amerikanische Menschentum. Es bestand zunächst in der völligen Abwesenheit gewisser Züge, die uns in Europa in ähnlicher Situation bös und bitterlich aufstoßen könnten. Vor allem: im Fehlen der Schadenfreude, die übrigens die englische Sprache auch nicht als Wortbildung kennt. Niemals hatte man den Eindruck, es würden sich die anderen, die eingesessenen und gelernten Farmer ins Fäustchen lachen oder amüsieren, wenn einem etwas mißglückt, weil man es noch nicht versteht und keine Erfahrung hat. Genau das Gegenteil war der Fall. Der Amerikaner ist eben in seiner ganzen Geschichte immer gewohnt gewesen, jederzeit selbst in die Lage kommen zu können, in der er Neues beginnen und neue Erfahrungen machen muß. Er respektiert den Versuch eines noch Unbewanderten oder Ungeschickten, sich ein Geschick zu erwerben, das ihm nicht angeboren oder durch Erziehung mitgegeben war. Sein Zuschauen besteht nicht darin, daß er sich grinsend die Hände reibt, wenn der andere versagt, sondern daß er ihm im rechten Augenblick einen Rat gibt, den man nutzen kann oder nicht. Das ist dann die eigene Sache. Nie wäre mir im ersten Sommer ein Hälmchen auf meinem Maisfeld herausgekommen, wenn mir nicht gerade noch vor dem Aussäen ein Nachbar gesagt hätte, daß man die Saatkörner in diesem Land in einer bestimmten, der Pflanze unschädlichen Teerlösung wälzen muß, die sie klebrig macht, weil sie sonst von den im Frühling einfallenden Krähen- und anderen Vogelschwärmen aufgefressen werden. Ich könnte hundert solcher Beispiele aufzählen. Der gleiche eingesessene Farmer aber wird von dem Neuling und Anfänger, der sich mit allerlei Büchern und wissenschaftlichen Methoden befaßt hat, gern und ohne Hochmut einen Rat annehmen, wie man sich gewisser Hühnerkrankheiten besser erwehren kann, als es hierzuland der Brauch ist. Die gegenseitige Hilfe, die natürliche und naturbedingte Nachbarlichkeit ist ein Grundzug des amerikanischen Wesens und einer, von dem wir viel zu lernen haben. Und es ist noch etwas: der Mann, der dir in einer schwierigen Situation geholfen hat, rechnet nicht auf deine ewige Dankbarkeit. Sondern er findet es nur selbstverständlich, daß du im umgekehrten Fall das gleiche tun würdest.

Der Nachbar, den du aus dem Bett holst, weil dir dein Auto im Schneeschlamm steckengeblieben ist und er das seine vorspannen muß, um dich herauszuziehen, wird weder schimpfen noch fluchen, aber er wird ohne Hemmung bei dir anklopfen, wenn ihm das gleiche passiert. Du kannst dich auf ihn verlassen, und er verläßt sich auf dich.

Aus dieser einfachen und klaren Beziehung der Nachbarschaft in einem weiten, immer noch mit seinen Naturkräften ringenden Land wächst der Kern und der Grundstock des amerikanischen Gesellschaftslebens. Ich meine natürlich nicht die Gesellschaft der Fifth Avenue oder des Bostonischen «social register», des amerikanischen Gotha, ich meine die «small community», die kleine Gemeinde, die sich durch alle Staaten auf dem Land als die Zelle der nationalen Gemeinschaft erhalten hat und das moralische, zum Teil auch das wirtschaftliche Rückgrat des Volkes bildet. Denn sie ist nur bedingt abhängig von den großen Schwankungen der Börse und des Welthandels, sie wird auf ihre Art immer lebenskräftig bleiben und liefert dem Land nicht nur einen bestimmten Prozentsatz seiner vitalsten Produkte, sondern vor allem ein Reservoir von innerlich gefestigten, in ihrem Denken und Fühlen kerngesunden Menschen. An der kleinen Gemeinde zerbrechen alle Generalurteile und Vorurteile über den «Amerikanismus», die Dollarjagd, die Vermassung, und vor allem, über die amerikanische Frau. Denn auch unsere Durchschnittsvorstellung von der amerikanischen Frau entstammt einer Magazin- und Filmversion ihres Wesens, die an der Oberfläche bleibt. Natürlich gibt es den sattsam bekannten Frauentypus, der den Mann als Arbeitstier betrachtet und das Kind als lästiges Anhängsel oder, nach Laune, als lustiges Spielzeug. Aber es steht, in Vergangenheit und Gegenwart, von den Frauen, die in den Ochsenwagen mit ihren Männern westwärts zogen, bis zu denen, die in diesem Krieg an der Drehbank schafften oder die auf der einsamen Farm ihre Früchte einkochten, eine Frau als Kameradin und Helferin neben dem Mann, deren seelische Noblesse und gleichmütige Lebenstapferkeit dadurch nicht geringer wird, daß sie sich gern die Nägel färbt, eine Dauerwelle trägt und überhaupt hübsch und gepflegt auszusehen liebt. Auch das, die amerikanischen Frauen, ist ein Thema, über das wir leicht eine Nacht zusammen verbringen könnten. Ich kann nur sagen, daß ich nicht nur als alter europäischer Kavalier, sondern als jemand, der drüben mit ihnen zu rechnen hatte — und man hat sehr mit ihnen zu rechnen —, die amerikanischen Frauen aufs heftigste gegen die einseitige Verzeichnung, in denen man sie zu sehen gewohnt ist, verteidigen möchte.

Zwei andere entscheidende Charakterzüge Amerikas, man kann ruhig sagen, des Großteils der einfachen Bevölkerung, heißen:

Toleranz und Ehrlichkeit. Ich weiß, daß das für manche Leute paradox oder unglaubhaft klingen mag, die von der sicherlich existierenden Rassendiskrimination, von Gangstertum, von der Unsicherheit in Städten und von betrügerischen Geschäftsleuten gehört haben. Das alles gibt es, aber es gibt eine andere Grundgesinnung, die nicht nur für das platte Land charakteristischer, sondern auch haltbarer ist. Fünf Jahre lang stand meine «mailbox», ein offener, aus Blech gemachter und auf einen Pfahl aufgenagelter Landbriefkasten, an der Ecke der Ueberlandstraße, die, etwas über eine Meile von meiner Farm entfernt, den einsamen Waldweg kreuzt. Jeden Nachmittag legte die Postbesorgerin, die mit ihrem Auto dort vorbeikommt, nicht nur die Post und Pakete, sondern alle möglichen Dinge, die man aus der nächsten Kleinstadt durch sie bestellt hatte, sogar Bier- oder Whiskyflaschen, dort ab. Manchmal hatte ich erst am Abend, manchmal erst am nächsten Tag Zeit, die Sachen abzuholen und sie in meinem Tragkorb bergauf zu schleppen. Nicht ein einziges Mal hat auch nur ein kleiner Gegenstand gefehlt, obwohl mancher fremde Wagen die Landstraße entlang fährt. Durch ganz Amerika hindurch finden Sie überall diese «US. mailboxes» der Farmer an Straßenkreuzungen oder den Abzweigungen der «driveways», die zu den Höfen führen. Auch ist es ganz selbstverständlich, daß man auf dem Land — besonders in den wilden und einsamen Gegenden — sein Haus unverschlossen läßt, wenn man es eine Zeitlang allein läßt. In der Sierra Nevada fand ich ein einsames Blockhaus, das einem Jäger gehörte, der auf ein Dutzend Meilen im Umkreis keinen Nachbarn hatte. An der Tür war ein Zettel angeheftet, auf dem die entschuldigenden Worte standen: «Bin zwei Tage fort, mußte abschließen, weil Bären die Tür aufdrücken. Schlüssel liegt unter dem großen Stein. Kaffee und Zucker im Wandschrank neben dem Herd. Bitte Feuer auslöschen, falls jemand eins anzünden muß.» — Wenn man im Jahre 1938 aus Mitteleuropa kam, hatte die Lektüre einer solchen Aufschrift etwas Erfrischendes. —

Ich will Ihnen ein einziges Beispiel erzählen, das die Toleranz in einer kleinen Gemeinde andeutet: In unserem Nachbardorf lebte ein Mann, der vor etwa einem Jahrzehnt in einem Anfall von Trunksucht sein eigenes Haus angezündet hatte, in dem sich auch ein versicherter kleiner Laden befand. Gewiß keine sehr rühmliche Tat. Der Brand wurde gelöscht, der Mann zu ein paar Jahren Zuchthaus verurteilt. Als er herauskam, trank er immer noch, aber nur von Zeit zu Zeit, und beschränkte sich dann darauf, unbeliebte Ortsbeamte zu verprügeln, ohne weiteren Schaden zu stiften. Man konnte als Neuankömmling aber jahrelang in diesem Ort leben und verkehren, ohne daß je ein anderer Dorfbewohner einem diese Geschichten

erzählt oder etwas Ungünstiges über diesen Mann gesagt hätte. Als ich bei einem bestimmten Anlaß später davon erfuhr, sagte ein Nachbar zu mir: «Der Mann hat etwas angestellt, er hat auch dafür gesessen, nun muß man ihm halt eine neue Chance geben. Wenn er trinkt, ist er schlimm, wenn er nüchtern ist, ist er ein tüchtiger Arbeiter — man muß ihn nehmen wie er ist.» — Was aber entscheidend war, dieser Mann hatte Kinder, und die Kinder gingen in die Gemeindeschule, während ihr Vater im Zuchthaus saß und nachdem er wieder herausgekommen war. Nun, ich weiß wohl, was es für ein europäisches Kind heißen würde, Sohn oder Tochter eines Zuchthäuslers zu sein. Auch wenn es genug anständige Menschen gäbe, die es das Kind nicht entgelten lassen wollen. Dort aber war es so, daß die Kinder es nicht einmal erfahren haben, da sie noch zu klein waren, als die Sache passierte. Man hielt es für fair und richtig, ihr Empfinden nicht damit zu beschweren oder zu verletzen, man traf eine stillschweigende Uebereinkunft, nie davon zu sprechen, und man tat es einfach nicht, auch unter den anderen Kindern. Diese Dinge lassen sich nicht erzwingen oder dekretieren. Sie müssen schon wurzelhaft im Charakter eines Volkes drin stecken. Und dies ist für mein Gefühl eben die einzigartige menschliche Leistung Amerikas, daß es gerade in seinem riesigen Völkergemisch und im Zug seiner höchst realistischen, harten, ja oft brutalen Geschichte solche Züge in seinem Grundcharakter entwickelt hat, von denen man wenig spricht, weil sie sich eigentlich von selbst verstehen. Vielleicht erklären diese kärglichen Beispiele, die zu einer beliebigen Fülle erweitert werden könnten, was ich vorher damit meinte, wenn ich von dem gesunden Herzen Amerikas sprach.

Hätte ich nur Zeit, von den ebenso unbekannten, ebenso anderen Stilelementen Amerikas, von der ihm eigenen unbekannten Schönheit zu sprechen, die sich unter allen mechanistischen Genormtheiten und zivilisatorischen Geschmacksgreueln ihre merkwürdige und unscheinbare Bahn bricht.

Ja, es ist wahr, in Amerika ist vieles scheußlich, besonders für unseren europäischen Geschmack und unser kulturelles Bewußtsein.

Es ist wahr, daß ein Teil des intellektuellen Lebens aus oberflächlichem Gefrage und Gerede besteht, aber es schadet nichts; denn ein echter Wissensdrang, ein legitimes Verstehenwollen der Welt, kämpft sich darunter vor.

Es ist wahr, daß die Berufspolitik, die Beeinflussung durch die fachmäßigen Kolumnisten, die durchschnittliche Schriftstellerei und die durchschnittliche Gebarung des Literatur- und Buchmarktes, eine Trivialisierung und Verflachung des Denkens und Fühlens verschul-

den, aber es ist doch wieder egal; denn ein gesunder Kritizismus, ein Drang zu echter, selbständiger Rechenschaft, drängt sich dagegen durch.

Es ist auch wahr, leider wahr, daß dieses hochzivilisierte Land, mit all seinen großen Städten, kein nationales Theater hat und, von Ausnahmen abgesehen, überhaupt kein wirkliches Theater, sondern nur ein «showbusiness», aber es gibt die ungemein fruchtbaren und lebendigen Ansätze in College und Schultheatern, es gibt kleine Sommerbühnen, die anderes versuchen, und es gibt junge Menschen, die es besser machen könnten. Wäre ich ein junger Amerikaner, ich würde das amerikanische Theater vom Stück her revolutionieren, daß es aus allen Ritzen dampft. Da ich aber keiner bin, muß ein anderer kommen, der das macht, oder mehrere andere, und ich glaube, es wird keine dreihundert Jahre mehr dauern, dann hat Amerika seine eigene, ganz neue, nicht aus den Restbeständen Europas ausgeliehene Theaterkultur. Und was sind dreihundert Jahre, was sind dreitausend Meilen, dort, wo der alte Walt Whitman mit seinen beiden Händen die Ozeane streichelte, den pazifischen zur rechten, den atlantischen zur linken, in seinem ungeheuren Lebens-, Freiheits- und Zukunftsbewußtsein.

Es ist auch wahr, daß die heutige amerikanische Jugend den alten Walt Whitman langweilig und überlebt findet, aber auch das schadet nichts; denn sie wissen nur nicht, wieviel sie von seinem Lebensgefühl und seinem großen schweifenden Rhythmus einfach als Natursubstanz in sich tragen.

Es ist wahr, daß es, im Süden besonders, Negerdiskrimination gibt und einen ganz krautstarken, saftigen Antisemitismus in weiten Kreisen des Volkes, und das schadet ganz gewiß etwas, es ist sogar eine Schande, für die ich mich heut so sehr schäme, wie ich mich im Jahre 1933 für die Nazis geschämt habe. Aber Amerika enthält nicht nur in seinen besseren Exemplaren, die es Gott sei Dank auch unter den Deutschen gab, sondern in seiner Grundstruktur, in seinem eigentlichsten Wesen, in seinen Herzkammern und in seinem politischen Rüstzeug die Waffen und die Munition, um diese Uebel zu bekämpfen und immer wieder zu bekämpfen. Es gibt soziale und politische Mißstände genug, es gibt Verbrechen gegen die Humanität und gegen die Gesellschaft, es gibt Machtgier und Eigensucht, es gibt die Versuche der Verfinsterung und der Unterdrückung, aber es gibt eine heilige Kraft in diesem Volk, die es im Beginn und im Zug seines Werdens selbst in sich entzündet hat, und die wird immer wieder gegen das menschlich Schlechtere und für das menschlich Bessere zum Kampf antreten. Und ich glaube, es gibt heute noch kein anderes Land auf der Welt, wo dem Menschen, nämlich jedem Menschen, durch Tra-

dition und Bestimmung die Freiheit gegeben ist, zu kämpfen für sein eigenes Recht und für das seines Nachbarn.

Dies ist kein Propagandavortrag für Amerika. Ich glaube nicht an Propaganda. Ich bin sogar der Meinung, daß alle Völker, Rassen, Nationen, Gruppen, Ideen auf der Welt besser fortschreiten und weiter kommen würden, wenn man aufhören würde, für sie Propaganda zu machen. Denn Propaganda bedeutet ja immer, daß man eine Sache ein bißchen besser machen will, als sie ist, und zwar zu Ungunsten oder auf Kosten einer anderen.

Nichts liegt mir ferner, als Amerika auf Kosten oder zu Ungunsten Europas herausstreichen zu wollen. Denn ich bin ja selbst ein geborener, ausgewachsener und eingefleischter Europäer. Und Amerika hat mir die Chance gegeben, in meinem Beruf, in meinem Denken und Schaffen, in meiner Voraussetzung und meiner Arbeit, europäisch, ja sogar deutsch zu bleiben, und doch von ganzem Herzen ein Bürger Amerikas zu sein — ein Nachbar in einem nachbarlichen Land, einem Land, dessen Leidenschaft und dessen Abenteuer die Zukunft ist, einem Land voll klarer, sauberer, einfacher Menschlichkeit, in dessen Ursprache ja ja ist, und nein nein, einem Land, das aus unserer europäischen Zukunft nie mehr wegzudenken ist, nicht als unser Beherrscher, sondern als unser Weggenosse, und mit dessen freiem Volk wir gemeinsam eine freie und brüderliche Welt erstreben wollen.